

Der Vater : Erzählung

Autor(en): **Reinhart, Josef**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Appenzeller Kalender**

Band (Jahr): **208 (1929)**

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-374812>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Der Vater.

Lange Jahre, manch trockenen Sommer, manch nassen Herbst hatte der Eichhofer mit seinem Weib gewerkt und geschafft, und mit ihrem Sohne war trotz Ungemach und Wetterschaden der Hof groß und stark geworden, und das breite Schindelhaus mußte sich stellen, daß nicht die Bäume, die der Jörg gepflanzt, ihm über den Giebel wuchsen; aber mit den Bäumen wuchs auch das Hausdach in die Höhe und Breite, damit es die Garbensuder und den Heustock fassen konnte.

Lange Jahre war der Bauer der erste gewesen und der letzte mit seinem Weib; hatte im Frühjahr den Haber gesät über den Haldenacker, im Heuet den Knechten vorgemäht am Eichenrain und mit ihnen ausgeruht unter der großen Eiche, die vor dem Wald über den Hof hinabschaut; im Herbst hatte er die Leitern um die Bäume getragen in der Hofstatt, und im Winter die Wasseradern in Schächten zum Bach geleitet, der vom Wald herabkommt und die Mühle treibt, bevor er in die Ebene sich ergießt.

Und sein Weib hatte neben ihm die Haide gerührt, das Heu geladen, den Weizen aufgenommen, bis sie selber, eine reife Garbe, der Tod beim Erntewerk einst fällt.

Der Bauer wachte die zwei Nächte, da sein Weib tot in der Stube unterm Heiland lag. Als sie in St. Niklaus neben der Kirche ruhte, griff er wieder zum Werk und führte noch manches Jahr die Zügel ohne Zittern in der Hand, bis sein Sohn ein Weib heimbrachte; aber als er schon Großvater war, nahm er wenig Zeit, die Kinder auf die Knie zu setzen; wenn er unter dem weiten Schindeldach herbortrat, sah er noch manches zu tun, was er in arbeitsstillen Winter- und Abendstunden in seinem Kopf sich ausgedacht und noch vollenden wollte.

Aber im Frühling seines siebzigsten Jahres stellte ihm der Knochenmann zum erstenmal ein Bein. Beim Pflügen auf dem Felde war's, als er die Sterze hob zum Wenden, da gingen die Räder ringsum mit ihm und er mußte sich am Arm der Sterze halten, wenn er aufrecht bleiben wollte; mit verbissenen Zähnen lenkte er den Pflug weiter.

Zum zweitenmal im Heuet, als er den Wagen bestieg zum Laden und er den Tritt verfehlte.

„Vater, Ihr seid krank; geht nicht hinauf!“ sagte die Sohnesfrau.

Und zum drittenmal, als die Herzkirschen rötlich glühten und die Leiter unter seinen Füßen schwankte, wenn er hinaufstieg. In der Ernte konnte er nicht mehr die Sense tragen; der Atem wollte den Senseschlag nimmer dulden. Zu Hause sitzen und sich pflegen lassen wie ein kleines Kind, „was fehlt Euch, Vater?“, das war ihm zuwider. Er wollte nicht im Weg sein, wenn die Ernte alle Hände hinausrief.

Da ließ er eines Morgens sich die Kleider packen und ging ins Altmännerstift; „ab Aug', ab Herz“, dachte er. — „Leicht wird's besser, wenn Ihr ruhen könnt“, sagte der Arzt; aber Jörg machte den

Erzählung von Josef Reinhart.

salzräßen Spaß von einer Maschine, die auch nicht besser wird, wenn sie einmal im Winkel ruht. Er ging dem Hof und seinen Werken aus den Augen. Nie hatte er geweint seit vielen Jahren; aber aus dem Fenster zusehen, wie sie Garben binden, das mußte ihm fast ans Herz gehen, meinte er, — und zog in Gottesnamen ins Altmännerhaus.

Aus engen Gäßchen der Stadt, aus trockenen Amtsstuben, aus dem Kleinverkehr des Landes, aus Schiffbruch der Familie, aus Zwist und Verfolgung heraus hatten die Insassen des Asyls wie auf eine grüne Insel sich hieher gerettet.

Im großen Garten unter uralten Platanenbäumen saßen die Greise auf den grünen breiten Bänken in Reihen, vornübergebeugt die einen, und horchten einem andern, der, ein weitgereister Abenteurer, nun wie an einem späten Feuerlein sich an dem Erfolge seiner Erzählungen wärmte. Seitab, zurückgelehnt, aus langer Pfeife qualmend, mit überschlagenen Beinen der späte Lebenskünstler, der die Süße der wunschlosen Ruhe nach arbeitsstrenghem Raffen nun wie ein Trinker mit blizenden Neuglein schlürfte. Dazwischen mit aufgestützten Armen der alte Kummerer, der auch hier, und losgelöst von aller Möglichkeit des Geratens und Mißratens seiner Ernte, die Angst um die Tüde des Tages weiter schleppte. Und nicht zuletzt die stumpfsinnig in den Tag Hindämmernden, deren Auge nur dreimal des Tages aufblitzte: wenn die Glocke zum Essen läutete.

Da hinein kam nun der Eichhoferbauer mit seinem Namen, seinem Gesicht, das mit den zimmermannsmäßig grobgehauenen Zügen, der hohen eckigen Stirn, der großen krummen Nase gewaltig abstach von der fältelhaften Kleinarbeit der alten Stadtgesichter, fast wie ein Eichbaum, der in einem wohlgepflegten Park mit Birken und Platanen steht.

Es war zur heißen Sommerzeit, wo die Erntewagen über die hohlen Holzbrücken donnerten; durch die grünen Blättlein warf die Erntesonne lockende Flämmlein auf den Boden; aber der Bauer lehnte sich nicht daran, saß ruhig auf einer Bank und ließ die müden Glieder in fatterm Behagen ruhen, die Hände auf den Stoc gestützt. Es tat ihm wohl, zu denken, daß jetzt daheim sein Volk die Sonne nutzte, ihr breit hinlegte, was sie vollends dörren mußte, vom Morgen früh bis zum blauen Abend, unbesorgt und unbelastet von dem Gedanken an einen lahmen Vater, der zu Hause mit seinem haufälligen Leib dem Gang der Arbeit, den pflegenden Händen, dem sorgenden Sinn im Wege wäre. So weilte er und litt geduldig, und in seinen Schmerzen leuchtete ein milder Glanz auf seinem Gesicht.

Ob er auch immer im Geiste bei seinen Leuten war, am Morgen mit der Sense, am hohen Mittag mit dem Wagen und am Abend beim Vieh im Stall, so tat es ihm doch wohl, daß sich da und dort ein Mann zu ihm gesellte, mit ihm redete, ihn fragte nach der Ernte, nach dem Weizen, nach der Hoff-

nung für den Herbst. Er gab gern Auskunft, und als er redete mit seiner lauten Stimme, die er vom Bunde hereingebracht, da hielten die einen an in ihrem Spiel; die andern nahmen die Pfeife aus dem Munde und horchten hin. Dürftig war seine Rede, trocken und ohne Schmuck und Ranken; aber als er von seinem Acker redete, wo jetzt der hohe Weizen überboll und reif die Aehren hängen ließ, da ward seine Stimme wärmer.

Wie ein Soldat erzählte er, der nach der Schlacht noch im Kampfe lebt, oder wie ein Wanderer am Abend, nicht vom krummen Leib, den er dabei geholt, aber recht wie einer, der des Freundes Kraft und Güte lobt, den er hat wachsen sehen. Wie der Acker an der Halbe lag, steinig und uneben, fast ein gelber Steinbruch. Der Pflug ging darüber; das Säck gab Feuer, wenn es an die Steine fuhr.

So erzählte der Eichhofer, und obwohl er nichts Neues vorbrachte, hörten ihm die Mannen ernsthaft zu, weil aus ihm der Atem einer Welt strömte, die ihrem Wesen ferne stand.

„Das heißt man schaffen!“ meinte einer und nickte dem andern zu.

„Ja, meiner Seel, das macht nicht jeder“, rühmte ein anderer.

Der Bauer hörte zu, ward fast ein wenig rot, als alle nickten, und es war ihm auf einmal eng inmitten der vielen Leute. Er rückte auf der Bank seitab, wie um etwas zu fliehen, das ihn bedrücken und beengen wollte, und es schien ihm nun, da sie anfangen ihn zu rühmen, wie eine Entheiligung seines Hofes, daß er ihnen davon gesprochen, und er schalt sich fast am Abend und konnte nicht einschlafen: „Was ist das, daß noch anfängst prahlen in deinen Tagen!“

Und die andern fühlten es und ließen ihn gewähren, hielten sich fernab von ihm, da sie ihrer guten Absicht folgend aus eigener Erfahrung heraus geglaubt, wie gut ihm ein Gläschen Beifall täte. Nun schüttelten sie den Kopf, verstanden ihn nicht und ließen ihn seiner Wege gehen.

Die andern hoben dafür den fallengelassenen Alltagskram des Stadtgesprächs wieder auf, rauchten ihre Pfeifen, hockten und döselten herum und wurden lebendig, wenn die Glocke läutete oder

wenn durchs Gartentor eine Neuigkeit hereingeflogen kam.

Der Bauer stützte die Fäuste unter's Kinn und saß wie ein gefangener Vogel im Käfig. Er war jetzt fast froh, daß sie ihn allein ließen mit seinen Gedanken; denn er war daheim, fast Tag und Nacht.

Und in der Nacht schaute er mit offenen Augen durch eine Luke des Fensterladens zum Mond; der zeigte ihm mit seinem Licht das Heim: Jetzt wenn der Bub nur wacht im Stall; denn Fächlis Zeit ist nah. Und in der Hofstatt hängen jetzt die Aepfel schwer; er muß sie stützen morgen, sonst reißen sie die Aeste ab.

Wenn dann der Bauer die Sorge um das ferne Heimatwerk endlich abgeworfen, gewahrte er des andern Wesen, der sich immer herzhafter um ihn zu schaffen machte, wie ein Holzhauer um einen großen Baum im Walde, der ihm mehr Gedanken macht als andere Bäume.

Aber er beißt die bartlosen Lippen zusammen, faltet die Stirn und will gern lächeln.

Und er muß doch daran glauben, daß er nicht in einem Atem die Treppe hinaufsteigen kann, daß er sich ein- und zweimal an der Lehne halten muß. Oft unter Tag kam der Schlaf über ihn; sein Kopf senkte sich, und wenn er erwachte, mußte er verwundert schauen, ob er geträumt oder wirklich zu Hause gewesen sei.

„Ihr habt geträumt, Eichhofbauer! Ihr seid am Wert gewesen: Zwei Roß anspannen den Hügel auf; zieh an! Kein Hacken die Furchen, tief halten! So habt Ihr geredet, Bauer!“

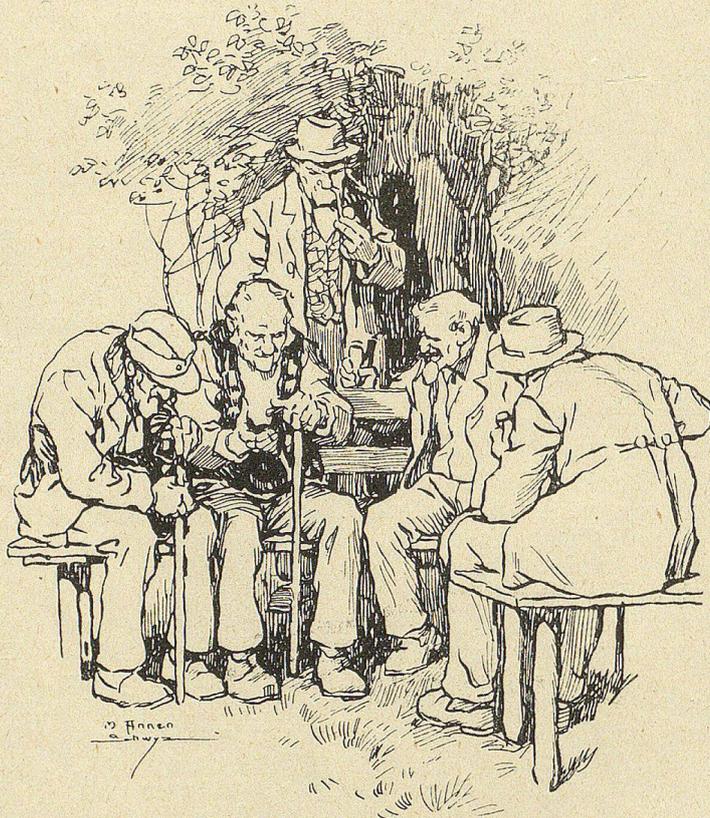
Der Bauer lächelte dazu wie über einen Spaß; aber die Hand griff fester um den Stoc, als hätte sie einem Feind die Faust zu zeigen.

An einem Regentag kam der junge Bauer und am Sonntag die Frau.

„Großvater, Ihr seid leider worden in der Zeit; habt Ihr's nicht gut?“

Er tat als überhörte er die Frage, und wollte wissen wie daheim die Arbeit rüde.

Und wenn sie erzählten von der Ernte, wie das Korn geraten, wie hoch der Emdstoc sei, fast bis zum Dach, wie die Aepfel hängen, dann schienen



die Falten auf des Bauern Gesicht weniger tief. Er atmete auf wie nach einem Wolkenwetter und lächelte und schien die besorgte Rede zu überhören, wenn es hieß: „Ihr müßt Euch pflegen lassen, Vater; habt nichts zu sorgen, es geht gut daheim!“ und schaute die Gaben, die sie brachten, kaum mit flüchtigen Blicken an.

Schon am nächsten Morgen mußte sich der Vater pflegen lassen; denn als er sich erheben wollte, trugen ihn die Füße nicht mehr. Wie arbeitsmüde Diener, die schon einmal und ein andermal den Dienst gekündigt, stellten sie nun ihre Arbeit ein und fragten nicht, was ihr Meister dazu sagte.

Er sagte nichts und blieb zu Bette, nahm, was man ihm brachte, hörte gelassen an, was der Doktor sprach: „Das Gangwerk ist alt und brüchig, und das Herz will auch nicht mehr! Schickt Euch drein, Eichhofer!“

Es war in der Zeit gewesen zwischen Sommerernte und dem Herbstwerk, daß der Eichhofer sich ruhig ergeben hatte und dem Tod ins Auge geschaut, einen Monat oder mehr, während seine Kräfte immer abgenommen, sein Herz immer schwächer geworden. Nur mehr ein hindämmernd Lichtlein, einmal und ein andermal in guten Augenblicken aufflackernd, wenn ein fernes Herdenläuten vom Land herein bis an die Stadtmauer drang, ein Peitschenhieb oder ein arbeitsseifriger Ruf aus einer Gasse einen Klang antönte an die versinkende Melodie, die des Bauern Leben begleitet hatte. Sonst lag er still und ergeben in seiner Altmännerkammer, bis der Herbst mit seinem großen Bauernwerk anklopfte.

Eines Morgens hieß er den Wärter die Fenster öffnen, weit, bis an die Wand, am Morgen früh schon, da noch der Septembernebel um die Gärten strich.

„Es wird — dem Bauer — schaden, — der Rebel“, sagte der Wärter zögernd; „er ist schwach, — hat der Doktor gesagt.“

„Die Fenster auf!“ befahl der Bauer, und röter schien sein Gesicht geworden. —

„Der Bauer hat Fieber; es zehrt an ihm wie Feuer“, sagte der Doktor, als er in diesen Tagen kam; „still liegen, Bauer! Nicht aufregen, ja nicht aufstehen!“ er lächelte nicht mehr, als er das sagte.

Am andern Tage kamen des Bauern Sohn und seine Frau mit gedämpften Schritten und leisen Stimmen.

Der Bauer fuhr auf, erhob den Kopf mit der spizen Nase: „Was kommt Ihr jetzt, wo alle Händ' am Werk sein sollen; habt Ihr Feiertag?“

„Nein, Vater, aber —“

Jetzt schwieg der Bauer.

Aber er ließ sie nicht lange bei sich stehen; als wollte er sie mit seinen Worten nach Hause zur Arbeit treiben, stellte er kurze, harte Fragen: „Erdaäpfel, gibt es viele?“

„Ja, Vater, viel, als wie noch nie!“

„Was säst du drauf?“

„Weizen, Vater!“

Ruhiger nickte er, wie zu einer guten Schülerantwort. — „Ist der Roggen im Boden?“

„Kommt schon bürstendia, Vater!“

„Nicht zu dia säen, nicht z'dia; trägt sonst den Schnee nicht wohl!“

Als er nun ein Wort ums andere ihm einschärfte, war es, wie wenn in seinen Augen ein halb erloschenes Flämmlein wieder sich entzündete. Er hatte sich im Eifer von seinem Kissen erhoben:

„Und die Aepfel, die schönen Butterbirnen, daß man sie am Stiel abliest, auf Stroh in die Körbe!“

„Ja, Vater — es wird gemacht; Ihr müßt — nicht sorgen — wir sorgen schon!“

Die beiden jungen Bauersleute wußten nicht, wo sie die Worte suchen mußten, um des Alten Besorgtheit zu beruhigen. Es ward ihnen wind und weh in ihrer Unbeholfenheit, da aus den Worten des Vaters noch eine andere Stimme sprach, die ihnen unheimlich klang.

So waren sie fast froh, als der Kranke ihnen die Hand hinhielt: „Ihr könnt nit helfen; geht jetzt heim; will selber fertig werden, — brauch nichts mehr! So lebt wohl denn; gib acht mit dem Beh, nit sparen am Beh im Stall — aber am Wagen — und auf die Kinder achtgeben, du! — 's Brühloch!“

Der Sohn ergriff die Hand des Vaters; sie zitterte ein wenig; auch seine Stimme versagte ihm.

„Adie Vater!“ würgte er und kehrte sich ab.

„Adie Vater, — heit Sorg, — mer wei wieder cho, wenn —“

Da schnitt der Alte ihm das Wort ab.

„Ja!“ sagte er und kehrte sein Haupt nach der Wand; das war fast wie ein Wort: „Geh' jetzt!“

Der Bauer verbrachte eine unruhige Nacht. Der Doktor redete ein Wort vom Pfarrer; er gab keinen Bescheid darauf, als ob er die Frage überhört; unruhig warf er sich hin und her auf seinem Lager; blieb wieder eine Weile geduldig, hob den Kopf und fragte nach der Zeit, horchte, als ob er in der Ferne Stimmen hörte, die ihm riefen, legte sich wieder; dann sprach er, schüttelte den Kopf, als hätt' er eine schwere Arbeit vor, die er nicht anzugreifen wußte, redete mit gefalteter Stirn von den heimatlichen Werken, fragte nach dem Wetter und legte sich beruhigt zurück, wenn es hieß, der Himmel steh' im Glanz.

Es war, als ob der Sohn und seine junge Frau Unruhe geweckt mit ihrem Kommen. Der Hauch ihrer herben Landluft hatte das ruhig berschwelende Flämmchen des Bauernlämpchens in der Stadt aufflackern gemacht.

Man schüttelte den Kopf: „Er kann nicht sterben; eine Sorg' und Unruh plagt ihn noch.“

Bis eines Morgens der Bauer sich erhob aus seinem Kissen.

„Was wollt Ihr, Bauer?“

„Aufstehen will ich!“

„Ihr sollt nicht aufstehen!“ sagte der Wärter unsicher.

„Ich will aufstehen!“

Zögernd reichte der ihm die Kleider. Am Fenster stand der Bauer in seinen Kleidern; den Hut setzte er auf und beugte sich hinaus, als ob er in der Ferne etwas Wichtiges suchen und sehen könnte. Da trat er zurück und griff zum Stod.

Der Wärtter faßte ihn: „Zhr dürst nicht ausgehen, Zhr! Was fällt Euch ein!“

„Zch will jetzt ausgehen, adie!“ sagte er und drückte ihm ein großes Geldstück in die Hand, daß er vor Erstaunen nicht wußte, wo er schauen und was er denken mußte.

In der Brüstung der Türe setzte der Eichhofer den Stod nieder und kehrte sich um nach dem Wärtter; wie einst zu einem Knechte sagte er's; in seinem Ton und seiner Haltung lag etwas, das kein Wenn und Aber duldete: „Zch geh dann heim, verstanden!“ Und setzte den Fuß auf den Steinboden, daß es im hohlen Hausflur hallte.

Als der Wärtter zu sich kam und nach den Leuten rief, gab es viele Worte: „Er stirbt ja auf dem Weg!“

Während man im Altmännerhaus noch redete und rief, was zu tun sei, war der Eichhoferbauer mit manchem Schritt schon seiner Heimat näher gekommen. Hart stellte er die beschlagenen Absatzschuhe nieder, und fleißig und sicher wie einst und eh, wenn der Bauer aus der Stadt eilfertig heim zum Werke schritt, stach die Spitze seines Stodes in die Straße. Die Leute blieben auf den Aedern stehen, zeigten auch mit Mienen und Blicken nach ihm:

„Der hat ein eilig Werk vor, daß er so mächtig auszieht!“

„Wer ist's?“

„Der Eichhofbauer, möcht ich sagen, wenn's nicht hieße, der liegt im Sterben; aber so geht keiner, der das Werkzeug aus der Hand gelegt.“

Aber der Bauer zog aus als ginge es durch fremdes Land, und hatte doch einst manchen Blick noch übrig für die Sachen am Weg, auf Flur und Wiesen. —

Jetzt ging sein Weg von der Straße ab durch einen Tannenwald, der seinem Gute vorgelagert war. Er hätte durch die Straße seinen Hof erreichen können; aber er wollte nicht in seinem Haus einkehren; sie sollten ihn nicht gewahren; die Arbeit ließen sie liegen, wenn sie ihn kommen sähen; Freude, Erstaunen, Schreck, was wußte er! Aber von der Höhe, von der Wettereiche aus, die über den Hof hinschaute wie ein Wahrzeichen und Wächter, von dort aus wollt' er nochmals seine Heimat seh'n und schauen.

Da, als er durch den Wald schritt, auf fast ebenem Haldenweg, als er das frühe Laub unter seinen Füßen rascheln hörte, da ward sein Schritt langsamer und schwerer, halblaut warf er Worte hin, und seinen Stod nahm er höher, wie wenn er durch eine Kirche ginge; den Hut hatte er abgenommen und trug ihn in der Hand. Einmal hielt er an und schaute vor sich, wie wenn er einer alten Schuld nachrechnete, die er nicht entrichtete.

Aber sein Sinnen dauerte nicht mehr lange; ein lauter Vogel auf einem Ast rief ihn wach aus

Neu- und Leidgedanken, und ein langer Streifen, den die Sonne wie eine Fahne weit in die Dunkelheit der Stämme streckte, blendete seine Augen. Ferne Stimmen tönten durch die blaue flimmernde Luft, die da draußen jeden Baum und Strauch mit einem farbigen Hauche überzog.

Mit überbüschten Brauen trat der Bauer in die Richtung zur Eiche hinaus, geblendet von dem sonnensatten Mittagsglanze, der auf Matten und Bäumen und am Himmel lag.

Er mußte seine Augen mit der Hand beschatten, als ob sie in der Enge des Ayls schon lichtscheu geworden, als er all die Fülle von Licht und Reichtum vor sich zu seinen Füßen hatte.

Das Haus lag halbverschattet in den Bäumen; ein Teil des bläulich aus den Nesten schimmernden Schindeldaches war zu sehen und ein Anbau, der die immer wachsende Erntewucht aufnehmen mußte.

Aus dem Kamin des Hauses stieg ein kleiner Rauch, und die Hühner gackerten eilig über den Hof, als ob ihnen der Tag zu kurz geworden; sonst war Ruhe über dem Hof; die Bäume standen mit unbeweglich hingehaltenen Zweigen und Blättern, recht, als ob sie die warme Hand der Sonne spürten und mit angehaltenem Atem die Süße der Stunde saugen möchten. Die Wiesen lagen noch im reichsten Grün am Hügel, als ob sie noch weiß wie lange so bleiben wollten, und weiter unten, wo der Bach aufblitzte, streckte sich ein Acker, aus dem der junge Roggen trieb, wie weitgespanntes, rotes Sammettuch.

Keine Hand regte sich zur Stunde auf dem Feld und Acker; aber der Pflug stand in der Furche, die Hacke daneben; die Säcke lagen halbgefüllt in Reihen, die Körbe eingeschlagen; am hohen Baum lehnte die Leiter, und der leere Sack hing an einer Sprosse.

Es war gerade die hohe fette Stunde des Mittags, da Mensch und Tier das Dach des Hauses oder Baumes suchen, um zu ruhen.

Ueber allem wölbte sich der Himmel mit seinem weichen Blau, das die Herbstpracht der Erde umwob und umspielte wie eine leise Musik die Melodie eines mächtigen Liedes.

Eine Zeitlang war der Bauer vor dem Walde stehen geblieben, mit der Hand die Augen beschattend; unbeweglich blieben seine Züge, wie die eines Meisters, der die Arbeit eines Gefellen betrachtet; dann nahm er die Hand herab, ging nach der Eiche, die, aus dem Bereich des Waldes vortretend, all den Reichtum des Hofes beherrschte.

Die war der Stamm, grau und knorrig; der Bauer lehnte den Rücken daran wie an eine sichere Wand, und als er so saß, schien er mit den großgewachsenen Formen seines Leibes und in der grauen Farbe seiner wollenen Kleider fast mit dem knorrigen Stamm und der rauhen Rinde des Baumes verwachsen; auch das Haar und das hervortretende graue Gesicht stimmten in der Farbe überein mit dem Stamme.

Dort saß der Bauer und schaute mit halbhoffenen Augen in das Land hinaus, den Kopf ein wenig

vorgebeugt, wie in einem Buche lesend; ab und zu hob er ihn ein wenig, wie wenn er einer Melodie horchte, die ihn leis von irgendwo umspielte.

Aber nach und nach beugte sich das Haupt vornüber, stützte sich auf die breiten Hände, die den Stoc umfaßten.

So in der Mittagssonne hätte man glauben können, der Bauer wäre von Feld und Pflug seitab gegangen, um den Mittagschlaf zu machen; aber er hatte den Wanderstoc in den Händen, und der deutete auf etwas anderes hin.

Die Sonne schien ein wenig anzuhalten in der Höhe über dem Hof und Eichbaum; denn der Schatten hatte sich wenig verändert, als der Bauer den Kopf erwachend hob.

Stimmen hatten ihn geweckt, ein Hin und Her, Karstschlag und frohe Rufe.

Er machte die Augen auf; da sah er das neu-erwachte Leben des Hofes, das sich an die Arbeit machte.

Die Pferde wurden angespannt. Der junge Bauer richtete den Pflug, rief Hü und Gott, ging hinten-drein, bald auf die Furche, bald auf den Zug der Pferde achtend, dazwischen einen ruhig bestimmten Befehl hinwerfen.

Furche an Furche legte sich; schwärzlich weich zerbröckelte der Grund, wenn er gewendet ward; leicht hoben sich die Hacken der Leute, die dem Pflüger folgten. Lachen begleitete die Arbeit, und einmal blieb der junge Bauer stehen, schaute hin, als ihm des Lachens zu viel schien; da rührten sich die Hacken flinker.

Eine Weile folgte der Sohn dem Pflug, blieb dann außerhalb der Furche stehen, rief einen Knecht herbei, der an seiner Statt den Pflug nun weiterlenken sollte. Als er am Kartoffelacker vorüberschritt, gab er eine Anweisung: „Tief graben dann, he!“ sagte er.

Aber unter Lachen gab ihm die Frau Antwort: „Wir graben alles aus, sogar noch Steine.“ —

Ohne länger sich aufzuhalten rief er dem Söhnlein, das rasch sich an die Hand ihm hängte und mit ihm ging, dem Baume zu, wo der Bauer den Saß umwarf, die Leiter bestieg und die Äpfel pflückte, während das Söhnchen herabgefallene an ein Häufchen tat, bald darauf mit einem dürren Ast einen Keller grub und den gesammelten Vorrat dort aufschüttete, alles mit einem Balkenwerk von Zweigen überbrückte und das hölzerne Dach mit roten Blättern wie mit Ziegelsieinchen überdeckte.

Der Vater kam herab mit vollem Saß, nickte dem Söhnlein, das ihm seinen gesammelten und gesicherten Vorrat zeigte, freundlich zu.

Einmal ging der Bauer mit den vollen Körben heim, worauf das Klappern der Mühle, die bislang der Bach getrieben, verstummte; dafür tönten, zuerst vereinzelt, dann lauter und lebendiger, die Weideglocken aus dem Stall. Ungeduldiges Schellen, drängendes Muhen und Blöken folgte, und unter dem Jauchzen des Söhnleins sprangen nun die Kühe aus dem Stalle; mit Geißelknallen, Rufen

und Jodeln trieb der Hüterbub die frohe, farbige Herde der sattgrünen Halbe zu.

Unbeachtet und unbeweglich wie der Eichbaum, der in bedeckte, saß der Alte an seinem Stamm und blickte mit wachgewordenen Augen hinaus. Und wie wenn von Feld und Acker, von Baum und Boden herauf unsichtbare Quellen drängen, die ihn erfrischten, belebte sich sein Angesicht und öffnete und weitete sich das Auge.

So blieb er stundenlang; was ihn heut früh noch an die Hinfälligkeit seines Lebens erinnert, Schmerz und Müdigkeit, war himmelfern gewichen; der Druck vom Herzen, der monatelang auf ihm gelastet, war vergangen; der Atem, der wie aus engen Röhren sonst gekommen, ging leicht und frei, als ob die Luft um ihn weiter geworden wäre.

Einmal nur, als die Leute zum Abendbrot an die Ackergränze kamen und sich auf den Boden setzten, schlossen sich seine Lippen wieder, als ob eine Frage auf Antwort spannte. Die Bäuerin schenkte ein, reichte Brot und Käse herum. Der junge Bauer mahnte zum Zugreifen, hob selber neue Stücke mit dem Messer und reichte sie hin, wenn eine Hand war leer geworden.

Der Alte schaute mit wachen Augen, stärker vorgebeugt, nach der Vesperegemeinde hinunter, bis der junge Bauer, nachdem er nochmals das Brot herumgeboten, mit raschem Sprung und arbeitsfrisch sich auf die Füße stellte, worauf die andern dem Meister folgten, wie von einem Draht emporgeschneelt.

Das war auch das Zeichen für den Vater, das die Spannung auf seinem Gesichte löste. Wie nach einer leichten Frage, die ihre Antwort gefunden, lehnte er sich an den Baum, atmete tief und voll die warme Sonnenluft; der Stoc fiel langsam auf den Boden; die Hände hatten sich gelöst und lagen ineinander auf dem Schoß.

Spät war der Feierabend auf dem Eichhof gekommen. Meisterin und Knecht und Magd wollten den Acker fertig zwingen, eh sie heimkehrten, und an diesem satten, sonnenreichen Tage schien auch die Herde die Nähe des dunklen Stalls zu meiden. Weit außen, an der Grenze des Hofes weidete sie, und der Bauer mußte selber hinausgehen und zum Heimtreiben sehen.

Ein Stück hatte sich im jungen Alee zu satt gefressen, und als man heimkam, war es aufgetrieben. Bauer und Bäuerin, Knecht und Magd hatten alle Hände voll zu tun, bis die Gefahr vorbeigegangen. Aufatmend und von der glücklich geretteten Ruh redend, durch allerhand neugierige Fragen des Söhnleins unterbrochen, kamen sie miteinander in den Hausgang.

Die Tür stand offen.

Die junge Frau tat einen Blick in die Stube nach der Wanduhr.

Da fuhr sie fast zurück: in der Ecke oben am Tisch saß eine dunkle Gestalt, vornübergebeugt. Die junge Frau blieb, die Klinker in der Hand, auf der Schwelle stehen.

„Was siehst?“ fragte der Bauer, ihr über die Schulter blickend. — „Oh, der Vater!“ sagte die Frau, mit leiser, aus Furcht und Freude gemischter Stimme.

Beide traten nebeneinander hinein. — Oben am Tisch, wo bis vor wenigen Wochen sein Platz gewesen, saß der Vater, den Kopf über den Armen auf ein großes offenes Buch gebeugt, wie wenn er beim Lesen in der Dämmerung entschlummert wäre. Und er war eingeschlafen über der alten Bibel, die auch in seiner Abwesenheit noch wie vor und eh in der Ecke auf dem Sims gelegen.

Mit Mühe weckten sie ihn auf. Fast unwillig hob er den Kopf, wie wenn er ungern aus seinem Schlaf gestört würde. Verwunderung und fragende Freude malte sich auf den Gesichtern; aber als das Büblein zwischen den Gestalten der Eltern hervortrat, ging ein lautes Fragen an: „Großvater, bist wieder heim? Willst wieder da bleiben?“

„Ja,“ sagte er, „bin wieder daheim“ und legte ihm fast in Verlegenheit die Hand auf die Achsel.

Die junge Frau hatte eine Frage auf der Zunge: „Was ist, Vater, daß Ihr heimkommt?“; aber ihr Mann wandte den Kopf nach ihr: „Du, mach dem Vater etwas Warmes; er ist weit, der Weg!“

Der Vater winkte mit der Hand: „Mach' dir nicht Mühe! Aber ein Glas Most, vom heurigen, bringt mir!“

Die Frau ging kopfschüttelnd und doch froh hinaus, das Gewünschte zu holen, während der Sohn einen Stuhl herborzog und sich ein wenig zum Vater setzte: „So, Ihr seid daheim?“ wollte er fragen. Aber der Vater schob das heilige Buch etwas zur Seite, zog das Kind näher an sich, wie in einer aufsteigenden Rührung. Dann fragte er, als ob er einer weichen Regung Meister werden möchte: „Oh, ist fertig draußen? Im Stall?“

Unterdessen war die junge Frau hereingekommen: „Schenk dem Vater ein; da ist Brot!“

„Er ist gut heuer“, sagte der Sohn, während der goldene Saft in die Gläser floß.

„Gesundheit!“ sagte der Vater und fuhr fast zitternd nach dem Glas, kostete das Getränk, setzte es langsam nieder und lehnte sich zurück.

Eine Weile blieb es still in der Stube; man hörte nichts als das trodene Ticken der Wanduhr.

Dann, nachdem er sich eine Weile an die Wand gelehnt, richtete sich der Vater wieder auf: „Hast noch im Stall zu tun, du! Und du, mußt nicht warten, das Volk will essen!“

Die beiden hatten dagestanden, sie wußten nicht, was sagen; der Vater schien ihnen fast wie ein Fremder mit seinem hagern Gesicht in der dämmernden Stube. Sie gingen aufatmend wie unter dem Druck einer dunklen Wolke hinaus, und auch das Söhnlein hingte sich der Mutter an das Kleid.

„So wartet, Vater, es ist bald gekocht“, sagte sie im Hinausgehen.

„Ich will noch schauen, trinkt — Ihr!“ warf der Sohn zurück, und es tönte aus seinem Wort noch etwas anderes.

„Ja,“ sagte der Vater, trank aus seinem Glas und räusperte sich, „ist eine Gottesgab! Eschändet ihn nicht!“

Dann war er wieder allein. — — —

Als die Frau in die Stube kam, um Licht zu machen und den Tisch zu decken, war der Vater nicht mehr an seinem Platz. Sein Hut hing an der Ofenstange, und die Schuhe standen nebeneinander unter der Bank. Die Frau trat mit der Lampe in die Kammer und warf einen Blick nach des Vaters Bett, das seit Wochen unberührt geblieben war. Mit angetanem Kocke, unbedeckt, so lag er auf dem Bett, lang ausgestreckt. Eine Weile lauschte sie und hielt den

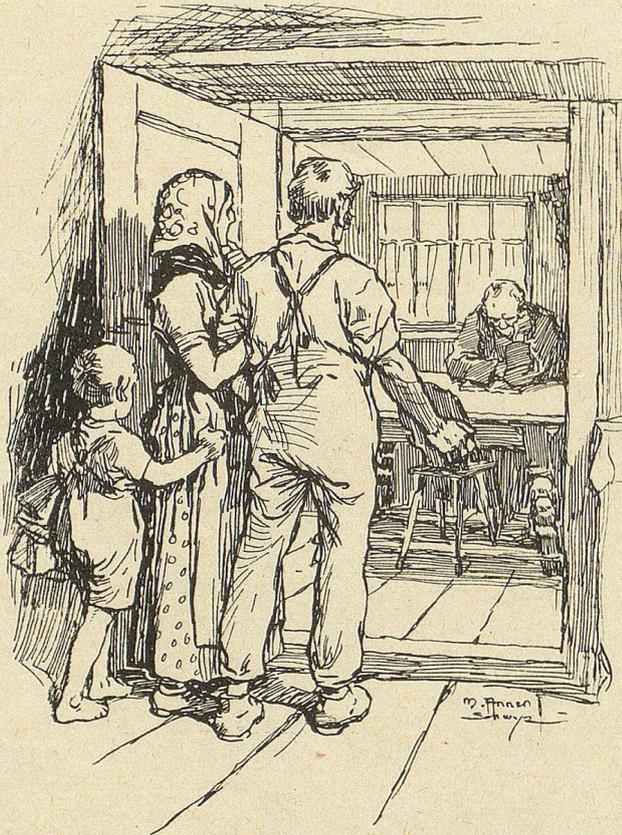
Atem an: Da hörte sie leise Züge und ging wieder hinaus, von Zeit zu Zeit aufhorchend, wie wenn sie auf heimliche Tritte oder Worte hörte, die in der Nebenstube gingen.

Der Mann kam herein; die Frau ging ihm mit gedämpftem Tritt entgegen und deutete nach der Kammer: „Du, er schläft. Er ruht nicht wohl, so in den Kleidern; wenn er wach wird —.“

„Laß ihn schlafen; plag ihn nicht!“ wehrte der Mann ihr ab. „Er ist halt müde!“

„Ja — er ist halt müde!“ und sie trug die Suppe auf den Tisch.

Die Leute kamen herein. Man saß um den Tisch. Lachend und mit Scherzen griffen Knechte und Mägde zu. Aber als sie des Meisters und der



Meisterin stilles, verhaltenes Wesen bemerkten, hielten sie auch zurück, aßen schweigend ihre Suppe und gingen bald wieder hinaus.

Als der Meister und die Meisterin allein waren und das Büblein in seinem Bettchen neben des Großvaters Lager schlief, saßen die jungen Eltern noch eine Weile zusammen am Tische, tauschten leise kurze Worte. Die Frau ging ab und zu hinüber, wartete, ob der Vater erwachen wollte; aber die Augen blieben geschlossen. Dann redete sie wieder von seinem Kommen, und eines blickte das andere von der Seite an. Wie von ungefähr fiel der Blick der Bäuerin auf das offene Buch. Sie zog es herbei und las mit langsam bewegten Lippen leis darin, während der Mann schweigend nach ihr hinüberschaute.

Später als sonst gingen sie zur Ruhe, ließen

aber das Licht in der Stube brennen, als ob noch jemand kommen könnte.

Der Vater war nicht mehr erwacht; angezogen wie er vom Tag hereingekommen, lag er auf seinem Lager.

In der Nacht war seine Seele fortgegangen, leise, wie um niemanden im Schlafe zu stören. Und am Morgen lag er angekleidet da zum letzten Gang.

Ruhig lag er da; es war ein Zug in seinem Gesicht, nicht Freude, aber auch nicht Schmerz, nicht Lust noch Weh, nicht Hoffnung noch Enttäuschung; aber etwas wie der Abglanz eines berglühenden Lichtes lag noch darauf. Und ein Satz stand zu lesen in diesen Zügen, den er in seinem Leben doch stets für sich behalten hatte: „Die Welt war mir ein rechtes Ding, und auch der Tod ist mir kein unbernünftiger Gast!“ —



Bänke auf einer Zunftstube, Ende 16. Jahrhundert.

Vom Hausrate unserer Voreltern.

Von Hans Lehmann, Zürich.

Unsere kommende Generation, welche die in den letzten Jahrzehnten zu Stadt und Land erbauten und namentlich in unseren Tagen wie Pilze überall aus dem Boden fast über Nacht emporsprießenden Wohnhäuser in der ganzen Mannigfaltigkeit ihrer äußern Erscheinung und innern Einrichtung als etwas schon Vorhandenes antrifft, wird sich kaum darüber den Kopf zerbrechen, wann diese Wandlung aus alten, Jahrhunderte dauernden Zuständen sich vollzogen habe. Und je länger je weniger findet auch die Gegenwart, deren Interessen von dem durch die neuen Erfindungen nicht erleichterten, sondern verschärften Kampfe ums Dasein vollständig beansprucht werden und die ihre Ablenkung davon in allerhand Sport und Lebensgenuß sucht, die Muße, um sich zu fragen, wie die uns am nächsten liegenden Zustände und Einrichtungen, besonders die unserer Wohnungen, sich im Verlaufe der Zeit herausgebildet haben. Der Leser des

„Appenzeller Kalender“ aber hat dazu noch vorige Zeit und mit ihm wollen wir uns darum ein Stündlein unterhalten.

Wenn wir heute in den kleinen, vom großen Verkehr wenig berührten Städten die abgelegenen Quartiere aufsuchen, wo einzelne Häuser aus längst vergangenen Zeiten ein beträumtes Dasein als Wohnung der Unbemittelten führen, denen ihr Vermögen weder gestattet, ihr Äußeres zu erneuern, noch ihr Inneres entsprechend den Ansprüchen der Gegenwart wesentlich zu verbessern, dann erhalten wir eine Ahnung davon, welche breite Kluft uns von der Vergangenheit trennt. Und noch mehr wird uns dies bewußt, wenn wir unter den Stroh- oder Schindeldächern abgelegener Bauernhäuser oder in den Alphütten Einfuhr halten. Dann werden wir uns aber auch der Einsicht nicht verschließen können, daß es all des Aufwandes, auf den heute selbst der bescheidene Arbeiter und Bauer ungern ver-